

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 13. — Sonntag, den 26. März 1933.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 und Nr. 3243.

Anton Günther, der Gebirgsmensch, Boet und Gänger

Im Frauenverein zum Vortrag gebracht von Marianne Worm, Pfarrhaus Schönfeld b. Dresden.

Um Anton Günther als Gebirgsmensch zu betrachten und zu verstehen, müssen wir hinaufwandern in 1200 Meter Höhe, an den Fuß des höchsten Berges unseres lieben Sachsenlandes, — den Fichtelberg. Vielleicht ist er manchen von Ihnen schon bekannt mit seiner majestätisch heraufkommenden Schwebbahn, die Sportler und Gäste von Oberwiesenthal, — dem höchstgelegenen Orte zwischen Sachsen und Böhmen — hinauf nach dem Berghaus befördert. Die vielen Fichten und Tannen, die uns hier oben ringsum grünen, sind alte, — von viel Schnee und Eis gebrochene Gestalten, die schon manch kühles Lüftchen um sich wehen lassen mußten. Denn auch am wärmsten Sommertag wird keinem Besucher der Mantel zu warm sein und sei es auch der Wintermantel. Fest eingehüllt stehen wir vielleicht auf dem lustigen Aussichtsturm oder nebenstehender Wetterwarte und beschauen uns die Gegend, die spielzeugartig nach allen Seiten vor uns liegt. Es grüßen die Heimatberge, der Bärenstein, Böhlberg, Scheibenberg und wie zum Greifen nahe haben wir zur Seite den ebenfalls höchsten Berg des angrenzenden Böhmerlandes, den Keilberg. Unwillkürlich denkt man, — hier trennen sich Natur und Menschen, — beide Berge erscheinen wie Brüder in all ihrer Gleichheit. Und wenn wir nach der Oberwiesenthaler Seite nur den Grenzbach erkennen, der uns vom Nachbarlande trennt, so können wir nach der anderen Seite schon ziemlich weit nach Böhmen hineinschauen. Joachimsthal, wem ist es nicht schon dem Namen nach bekannt, in seiner herrlichen Lage, tief eingebettet im Gebirgswald.

Nicht ganz so weit, — etwas mehr rechts gelegen, — kommen wir nun dort hin, wo wir den Mann finden, den wir suchen wollen. Dreiviertelstunde den Berg hinunter, am Grenzhaus, benannt als „Neueshaus“

vorbei und wir sind in Gottesgab. Wenn man diese Strecke im Winter bei 2 Meter Schneehöhe im sogenannten 2-Sitzer-Hörnerschlitten, dicht hinter dem Führersitz sitzend, durchfährt, ist man natürlich in Windeseile unten im Tal des schön und fried-

lich gelegenen Gottesgab. — Gleich sehen wir, daß wir uns in 70 Prozent katholischer Gegend befinden, denn von vielen Häusern leuchten uns Sprüche, meist Kreuzförmige, entgegen. Der ganze kleine Ort gibt uns ein Bild von freundlicher gemütlicher Art. Wenn Sie als Fremder die herumtollende Dorfjugend fragen: „Sagt mal, ihr Kinder, wo wohnt denn Anton Günther?“, so werden sie wie aus einem Munde rufen: „Ach, der Toler-Hans-Toni“, so wird er nämlich im Volksmund genannt, — „wohnt dort“ und schon läuft Ihnen die Kinderschar voraus. In einem schlichten, kleinen, etwas abseits gelegenen Häuschen, gar nicht, wie man es vermutet, (wir sehen es auf unserem Bilde unten) wohnt unser Gebirgskünstler. (Das Haus seines Vaters, in dem Günther 1876 geboren wurde, sehen wir auch unten auf dem Bilde daneben.) Sein Vater war also schon ein geborener Gottesgaber und stammte aus einer reichgefügten Familie, wie man es früher besonders im Erzgebirge häufig fand — und auch sein Familientisch zählte wieder zehn Kindersitze. — Da es nun in Gottesgab mehrere Leute mit dem Namen Günther gab, hieß man ihn, da er einige Jahre in Joachimsthal gewohnt hatte, den Tolerhans; wir würden sagen: den Talhans. In einer Weißwarenstickerei war er als Sticksmeister und Zeichner tätig. Aber der Verdienst war zu gering, um zehn Kinder satt zu kriegen und so ging er an den

Sonntagen mit der Ziehharmonika los, um sich noch nebenbei einige Groschen zu verdienen. Zu jener Zeit, da noch selten ein Fremder in diese Gegend kam, war in dem Grenzhaus

„Neueshaus“, von dem ich schon vorhin einmal sprach, — allsonntäglich ein Tänzchen, wo Vater Günther aufspielte. Eine alte 80-jährige Frau, die manches Lied sang und manches Glas Bier vertragen konnte, — begleitete ihn auf der Harfe. So kam es, genannt, ihm oftmals das Instrument zum Spielfuß trug. — Mit jedem Fleckchen Heimat Erde war er ja so vertraut, er holte fast alles Holz, Schwämme, Beeren aus dem nahen Walde herein, um



Der erzgeb. Volksdichter Anton Günther aus Gottesgab.



Wohnhaus des erzgeb. Volksdichters Anton Günther in Gottesgab.



Geburts Haus des erzgeb. Volksdichters Anton Günther in Gottesgab.

daß der kleine Sohn Anton, der Toler-Hans-Toni genannt, ihm oftmals das Instrument zum Spielfuß trug. — Mit jedem Fleckchen Heimat Erde war er ja so vertraut, er holte fast alles Holz, Schwämme, Beeren aus dem nahen Walde herein, um

seiner armen Mutter die Rochschüssel etwas zu füllen. Leider starb seine Mutter sehr früh, als Toni 12 Jahre alt war. So stand der Vater mit 7 Kindern allein, 3 waren mittlerweile gestorben, und wußte sich keinen Rat, denn sein Wunsch war es, seinen Kindern ein besseres Los zu verschaffen, als das seinige war. Seine alte Mutter nahm sich der Kinder an, bis sich der Vater schweren Herzens eine andere passende Frau und Mutter aussuchte. Dies alles hat auf den Toni tiefen, unverlöschlichen Eindruck gemacht, wie alle seine frühesten Erlebnisse. Wieviel Not auch in der Hütte — seinem Vaterhause — sichtbar war, so war es doch ein Heim mit zufriedenen Gesichtern und mit Friede und Frohsinn trug einer das andere. Gottesfurcht wurde streng gewahrt, dabei gesungen und musiziert.

Der kleine Toni war durch sein zeichnerisches Talent damals schon in der Lage, seinem Vater beim Musterzeichnen zu helfen. — Gute Freunde der Familie in Joachimsthal nahmen sich deshalb seiner an, sodaß es ihm durch sie möglich war, die Bürgerschule einige Jahre zu besuchen, die er auch mit gutem Erfolge verließ. Nun kam die bange Frage, was sollte aus ihm einmal werden? Er hatte zunächst den Wunsch, Forstmann zu werden. Mit Mühe und Not wurde ein Forstanzug gekauft. Aber in einer stillen Stunde überlegte sich der Toni, daß er doch als Forstmann nie die Möglichkeit hätte, seine Geschwister zu unterstützen. Und das wollte er doch, sobald er konnte, das stand bei ihm fest. So kam er nach langem Hin und Her nach Buchholz in die lithographische Anstalt Eduard Schmidt, wo er drei Jahre als Lehrling tätig war. In dieser Lehrzeit, wo er nicht weit von seinem Heimatdörfchen war, 5 Stunden zu Fuß entfernt, hatte er doch Sehnsucht nach der Heimat. Ein richtiger typischer Gebirgsmensch. Trotzdem sie sich im Heimatlande befinden, Sehnsucht nach der Scholle, in die sie wie ein Baustein gehören. Da ging der Toni oft hinaus in den Wald, dorthin, wo er in der Ferne Fichtel- und Kiefern liegen sah, hinter denen sein Heimatdörfchen lag. Dort sah er im Geiste die Geschwister am Tisch sitzen: — 5 Gunge, 3 Maad — ein Brüderchen war inzwischen noch zur Welt gekommen, — die Nachbarn mit dem Vater pfeifrauschend auf der Ufnbank, die Mutter mit den Mädchen am Klöppelsack, — Menschen, die sein ganzes „Ich“ umwoben, die Heimat für ihn waren. Und wenn er Briefe bekam, in denen der Vater ihn ermahnte, ja tüchtig zu lernen, denn die Not werde statt besser größer und er leide schwer an Asthma, so wurde Tonis Wunsch immer mehr zum Streben, recht bald Gelegenheit zu haben, die Not daheim etwas zu lindern. Sein Meister kannte dies seelische Fühlen seines Lehrlings und da er mit seinen Zeichnungen stets außerordentlich zufrieden war, schenkte er ihm das 4. Jahr Lehrzeit. Nun zog unser Gebirgsjunge das erste Mal in die eigentliche Fremde, in die Großstadt, nach Prag, wo er in die k. u. k. Hoflithographie eintrat. Andere Verhältnisse, andere Menschen, alles kalt und fremd. Er konnte sich nicht wohlfühlen, ihm fehlte die Heimat mit ihren Bergen und Wäldern. Wie froh war er, als sich dort noch einige Gottesgaber Leute fanden, die mit ihm einen „Gutsgower Ohnd“ gründeten, der jede Woche einmal tagte. An solchen Abenden redete man nur von drham und jeder mußte bei einem hochdeutschen oder Fremdwort einen Kreuzer Strafe zahlen, deren Ergebnis als Weihnachtsspende für die Armen in der Heimat verwendet wurde. Echtes Deutschtum wurde in diesem Kreis seelenverwandter Menschen gepflegt, deutsche Volkslieder gesungen, nur eines fehlte, — das Lied ihrer Heimat. Ein Lied, in dem sie alle ihre heimatlichen Gefühle zum Ausdruck bringen konnten. Und wer trug wohl am tiefsten die Heimat im Herzen, als unser lieber Günther. Bei seiner täglichen Arbeit des Gravierens waren seine Gedanken im lieben Elternhäufel und siehe da, aus diesen heraus ergab sich wie von selber ein Verslein, zu dem sich ein zweiter, dritter und vierter gesellte und die Ueberschrift erhielt: „Drham is drham!“ Und wie er es wieder und wieder vor sich hinspricht, summt ihm in ungeahnter Weise eine Melodie dazu im Kopf, die er gleich zu Papier brachte. Zwar noch nicht an eine poetische, sowie musikalisch talentierte Ader glaubend, war er doch im Innern stolz auf sein erstes Lied. — Im nächsten „Gutsgower Ohnd“ sang er es seinen lieben gebirgischen Freunden mit Begleitung auf seiner stets bei ihm zu findenden alten Gitarre. Welche Freude er damit seinen Lands-

leuten gemacht hatte, ist nicht zu beschreiben, immer und immer wieder mußte er es singen, bis sie es selbst alle konnten. Vereinigte sie doch im Singen ihrer Heimatsprache und im Texte dieses Liedes ein Herz und ein Sinn. Jedem, der es hörte und erfuhr, sollte es der Toni abschreiben, — auch in der Heimat, in die das Werden dieses Liedleins gedrungen war, wollten sie es haben. Da kam ihm der glückliche Gedanke, es drucken zu lassen. So konnte es nun ein jeder haben, der es gern wollte. Aber seinen Namen unter dies Lied zu setzen, fiel ihm schwer, da es in gebirgischer Mundart geschrieben war, er wollte sich also weder verherrlichen, noch den Ausdruck seines Gefühls verhandelt wissen. Da nun die Not im Elternhause statt kleiner immer größer wurde, entschloß er sich, die Karten seinem Vater zum Verkauf zu geben. Und wie gern wurden sie abgenommen. Nun entstand ein Lied nach dem andern. Zu jedem Verslein summt er sich so ganz allein die Melodie dazu. Jung und Alt hörten und sangen sie, weil es etwas Heimisches war. — Es bildeten sich mit der Zeit sogar kleine Gesellschaften, die hinauszogen und die Lieder sangen.

Zwei Brüder nahm der Toni zu sich nach Prag, um den Eltern immer wieder eine Sorge abzunehmen. So war seine Jugendzeit voll von Entbehrungen, ein Kampf ums Dasein, aber immer war sein Wort: ein bißchen Mut und Gottvertrauen, die rechte Liebe zur Heimat und zum Volke bringen alles zustande. Das hat er auch wirklich in die Tat umgesetzt. Wie war sein Herz von dem Drang erfüllt, anderen zu helfen, besonders seinen anvertrauten Lieben, nicht zuletzt den ebenso armen heimatlosen Volksgenossen. Indem er sah, dachte und fühlte, entstand ein neues Liedchen. So z. B.:

Vergaß dei Hamit net, su singt jeds Böchela,
Vergaß dei Hamit net, su rauscht dr Wald,
's heilt dr Sturm uns zu in kalter Winterszeit:
Vergaß dei Hamit net, dort is dei Halt.
Drim Leit von Erzgebarg, bläbt afach, racht un fest,
Wie unnre Wälder drum of grüner Flur,
Un laßt uns allezeit echt deitsche Brieder sei
Un gabt en Handschlog drauf zen alten Schwur. —

Fest stieh zen Volk, dr Hamit treu, su wolln mr Erzgebirger sei.

Günther sagte einmal: Ich kann kein Lied machen, das Lied entsteht wie aus dem Samenkorn das Pflänzchen. Ein Samenkorn braucht Regen und Sonnenschein, um ein Pflänzchen zu treiben und ein Lied, das entstehen soll, braucht Freude und Leid und aus diesen beiden wachsen sie heraus. Eines seiner Lieder ist auf recht ergreifende Weise seinem Innern entsprungen. Es gab eine Zeit, wo er alles, trotz Mut und Begeisterung einmal recht satt hatte. Er dachte an seine Zukunft, was nun werden sollte, denn immer konnte er ja nicht in Prag bleiben. Es bot sich ihm günstige Gelegenheit, eine Stellung in Dänemark anzunehmen und es gefiel ihm nicht schlecht, schon um die Welt noch ein wenig mehr kennen zu lernen. Nach langem inneren Kampfe wußte er, daß er seine Brüder niemals allein zurücklassen konnte. An diesem Abend war dem lieben Günther recht schwer ums Herz, als er wieder mal vom „Gutsgower Ohnd“ heimkehrte. Seine Gedanken gingen heimwärts, — wie gerne hätte er jetzt mit den Seinigen gesprochen, — wie wir es ja schließlich alle tun, wenn uns etwas Lebenswichtiges beschäftigt. Er sah sie im Stübchen zusammensitzen und hörte, wie sie zueinander sagten: Was warn denn die Rinner esu machen, dr liebe Gott sell se nár beschützn. Da blieb der Toler-Hans-Toni auf einmal stehen, versunken in die Heimat zog er den Bleistift aus der Tasche und Worte formten sich aufs Papier: „Mei Vaterhaus“. Mehrere Verse zeigen die tiefe Liebe zu seinem Elternhaus. Zu später Stunde in seiner Stube angekommen, nahm er als erstes seine alte Gitarre und sang leise sein Lied.

Seit diesem Augenblick war es klar in ihm geworden, erst kommt mei' Vaterhaus und dann komme ich. Günthers Vater starb bald darauf, nachdem er kurz zuvor seine Kinder in Prag besucht hatte. Günther schreibt darüber: „So lange ich lebe, wird mir jene Stunde in tiefer Erinnerung bleiben, jene Stunde, in der ich meinen alten Vater verlor.“ Für ihn war

Feierohnd geworden — und so entstand am Grabe seines Vaters das allen bekannte Lied: „'s is Feierohnd“, wo es im letzten Vers heißt:

Gar manichs Harz hot ausgaschlogn,
Verbei is Sorch on Müß',
On üwern Grob ganz sachtu zieht
A Rauschn drüwer hie.
's is Feieromd, 's is Feieromd, — — —
Es Todward is vullbracht,
's gieht alles seiner Hamit zu,
Ganz sachtu schleicht da Nacht.

Das Vermögen waren seine Lieder. Er machte es kurz — er zog heim in sein Vaterhaus. Bei all dem Jammer, den er am Totenbett seines Vaters gesehen hatte, leistete er den Schwur, nicht früher zu rasten, bis alle Geschwister versorgt waren.

So lebte unser nun schon weit bekannter Dichter und Sängerg in der Heimat — was gab es Größeres für ihn. Durch Tag und Nacht angestrengter Arbeit hatte er es schon zu einer Ruh und Ziege gebracht und es ging alles mit gutem Willen und Zufriedenheit. Dabei entstand immer wieder mal ein Liedchen, teils ernst, teils heiter, jedes ein Stücklein seines Lebens bedeutend. Und wo in früheren Zeiten sein lieber Vater, der Toler-Hans, im „Neuen Haus“ mit der Ziehharmonika aufgespielt hatte, dort wurden heute seine, des Toler-Hans-Tonls Lieder, am meisten gesungen. Viele Fremde, die das Erzgebirge durchwanderten, dabei den Fichtelberg bestiegen, nahmen sich Karten mit. So wurden sie durchs weite Sachsenland getragen. — Besonders setzten sich die sächsischen Erzgebirgsvereine warm für seine Lieder ein. Auch unser Dichter selbst zog mit seiner getreuen Gitarre durch Städte und Ortschaften, wurde sogar nach Wien und Berlin gerufen, um seine Weisen erklingen zu lassen. Viele Ehren wurden ihm zuteil, doch eine der größten war es wohl für ihn, als er im Jahre 1907 zu dem König gerufen wurde, um dort zu singen, angelegentlich eines Besuches auf dem Fichtelberg. Das alte Großmütterle sagte damals: „Du warst schu noch esu lang machn, bis de amol gar nimmer hamkimmst“. Wie Günther stets ging, so auch heute nicht anders, als mit seiner Loden-Joppe, Stock, Hut, Rucksack, das Pfeifchen natürlich nicht vergessend. So stieg er, von den besten Wünschen begleitet, den Berg hinauf, wo er liebe, treue Menschen traf, die ihm immer wieder zuriefen: „Tonl, mach sei dei Sach“. Der Dichter beschreibt das und sagt, daß er, als er den König so gemütlich lachend habe sitzen sehen, sich aufs Singen wirklich gefreut hätte. Natürlich hat dem König besonders das Lied viel Spaß gemacht, was ja auch überall bekannt ist und auch wir schon gesungen haben: „Of de Barg, do is halt lustig“.

Der König lebt nicht mehr, aber das Lied wird weiter klingen, bis in fernste Zeiten und immer wieder die Erinnerung an unseren letzten Sachsenkönig wachrufen. Nie hätte sich Anton Günther träumen lassen, daß die schlichten Melodien und einfache Mundart bei hohen Fürstlichkeiten Beifall finden würden, denn auch der Erzherzog Karl Franz Joseph erfreute sich an seinen Liedern.

Durch den Verkauf der Liederpostkarten und größeren Ausgaben, die in seinem Verlage erschienen, hatte nun auch sein Verdienst zugenommen, was er aber alles seinen Angehörigen zugute kommen ließ. Als sie später soweit alle versorgt waren, dachte er endlich mal an sich. Das, — was er suchte, fand er in der Heimat, — ein braves Weib —, so wie er in einem seiner Lieder singt: „Deitsch muß mei Madel sei nooch meiner Art“.

Mit der Zeit brachte er es zu einem kleinen Häuschen, wo auch bald zwei muntere Kinder drinn herumsprangen. — Wie gern ging er aber ins Elternhaus, wo das Großmütterle alt und betagt noch am Klöppelsack sitzend, aus alter Zeit erzählte, wie es in dem Liede: „Mei Großmütterle“ heißt, welches ihr Andenken ehrt.

Die echte gebirgische Natürlichkeit, Menschen und Eindrücke so zu schildern, wie sie in Wirklichkeit sind, hat unser Dichter ganz

besonders getroffen und in allen seinen Lebenslagen ist er einfach geblieben. Wie er einmal sagt: „E Bugelbärbaam sah ahm nisch annersch sei, als e Bugelbärbaam“. Ein alter Hannelsmann, der viel im Hause des Toler-Hans-Tonl einkehrte, wurde von ihm in recht humoristischer Weise besungen, wo es heißt: „Ich bie ä altr Hannelsmah“.

Da alle seine Lieder, die er auch auf den Postkarten mit einem dazupassenden selbstentworfenen Bild verschönte, aus ärmlichen Verhältnissen herausgeboren waren, gedachte Anton Günther stets in hochherziger Weise aller Armen seines Heimatortes und errichtete mit Hilfe seiner vielen Freunde und Gönner eine Stiftung, die zu Ehren seines seligen Vaters, des Toler-Hans, die Toler-Hans-Tonl-Stiftung genannt wurde.

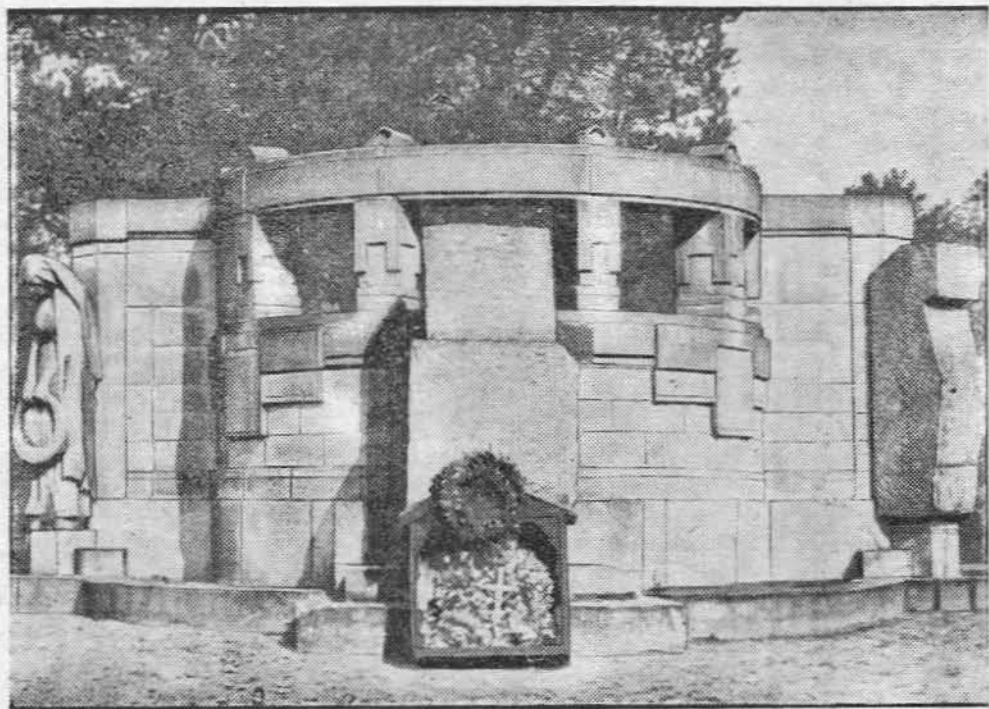
Der Weltkrieg ist natürlich auch nicht spurlos an ihm vorübergegangen, er zog mit hinaus und kehrte, wie so viele, mit Schußwunden heim. Ueber alle bitteren schweren Stunden des Getrenntseins von der Heimat haben ihn seine Lieder getragen. Wie glücklich war er, als er seine Berge im Jahre 1915 wieder grüßten durfte mit den Worten: „Weil ich nör noch singe sah“. Diese Rückkehr hat noch das alte Großmütterle im hohen Alter von 98 Jahren erlebt, dann ging die viel Verehrte heim. Im Elternhäusel wars nun auch stiller geworden, nur die gute Mutter, die allen Kindern eine wirklich rechte Mutter gewesen, und eine vollständig gelähmte Schwester waren dort. Zufriedenheit und Gottvertrauen waren nicht aus den alten Mauern gewichen, das sagt und bezeugt unser Bergfreund mit den Worten: „A Mensch uhne Glaubn is a erbärmlicher Wicht, dar kimmt mr ball vir, wie ä Latarr uhne Licht“.

Viele von den lieben alten Gestalten aus der Urzeit sind nicht mehr, aber die schönen früheren Sitten und Gebräuche sind geblieben, wie auch das gebirgische Lied nie wieder zu verlöschen ist. Besonders die Weihnachtszeit hat ihr ganz typisch gemütreiches Gepräge. Es mag wohl auch schon in der ganzen Art der äußeren Natur liegen, daß die Menschen mit ihren Bergen und den darin für alle Zeit vergrabenen Vermächtnisse um und um verwachsen sind. — Etwas was man hier garnicht kennt, — am heiligen Abend wird erstens Neunerlei gekocht, dann brennt ein Licht auf dem Tisch, zuletzt wird Brot und Salz ins Tischtuch eingewickelt, das die Nacht über liegen bleibt. So soll das ganze Jahr nie Brot und Salz im Hause fehlen. — Die Stube ist meist mit Stroh ausgelegt, welches man das „heilighymd-Strub“ nennt, nachgeahmt dem Stalle, wo Jesu Krippe stand. Was man noch alles tut, wird besungen im „heilighymd-Lied“.

So ist unser Gottesgaber Waldpoet Anton Günther ein Sohn des Volkes, ein Miterleber des Alltags, der in allen Stimmen die Volksseele belauscht, mit klaren Augen alles Gute betrachtet, und war es noch so klein, auch liebgewonnen hat. Sein Lied ist fast durchs ganze deutsche Land gezogen, überall kommen heute Wanderer nach Gottesgab, um ihn zu sehen. Wer ihm dort die Hand drücken und mit ihm sprechen darf, dem wird zur Gewißheit, einem Manne begegnet zu sein, der sein Leben, sein Schaffen und Wollen aus Gottes gnädigen Händen genommen hat. Wir selbst, meine Schwester und ich, haben ihn vor zwei Jahren besucht. Zur selben Zeit war ein Ehepaar aus Leipzig dort, die frugen ihn, wo er denn seine dichterische Begabung her habe, ob es solch ein Erbteil wäre. Da antwortete Günther ganz einfach: „Gottesgab“. Diese beiden verstanden ihn nicht, sie dachten, er meinte den Ort Gottesgab. Da sagte er nochmals: „Gottesgab in Gottesgab“. Damit hat er wieder sein Nehmen aus Gotteshand bewiesen. Das ist erzgebirgische Tradition, sie lieben Gott und die Heimat. Vielleicht mehr wie manche andere ihre Gegend. Sie singen und lauschen den Klängen ihrer Muttersprache, die unser Dichter aus seinem übertollen Herzen in schlichten naiven Reimen und Melodien der Heimat widmete. So hat auch das Erzgebirge seinen Sänger, überall, wo er hinkommt, grüßt er mit dem Gruße, mit dem ich schließen möchte:

„G l ü c k a u f !“

(Weitere Bilder zu dem vorstehenden Artikel siehe Seite 8 dieser Nr.)



Das Reich ehrt die in deutscher Gefangenschaft gestorbenen Kriegsgefangenen
Dieses Denkmal befindet sich auf dem Friedhof des früheren Kriegsgefangenenlagers in der Nähe von Soltau (Lüneburger Heide), auf dem fast 1400 Kriegsgefangene feindlicher Nationen ruhen, die während des Weltkrieges in Deutschland starben. Das Denkmal, das wie die Figur rechts auf dem Bilde zeigt, nicht vollendet ist, soll zum Reichsehrenmal für die in deutscher Gefangenschaft verstorbenen Kriegsgefangenen bestimmt werden.



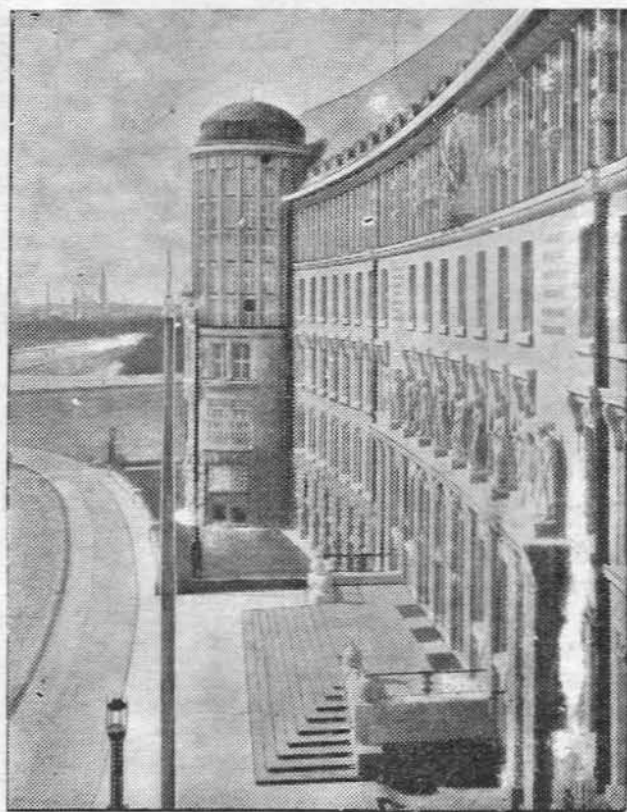
Berlins modernste Kirche eingeweiht.

In Berlin-Wilmersdorf wurde die modernste Kirche Berlins durch einen feierlichen Eröffnungsgottesdienst ihrer Bestimmung übergeben. Unser Bild zeigt eine Fahnen-Abordnung der Nationalsozialisten, die sich zu dem ersten Gottesdienst in die Kirche begibt.



Die feierliche Uebergabe des „Emden“-Schildes an den Kreuzer „Emden“.

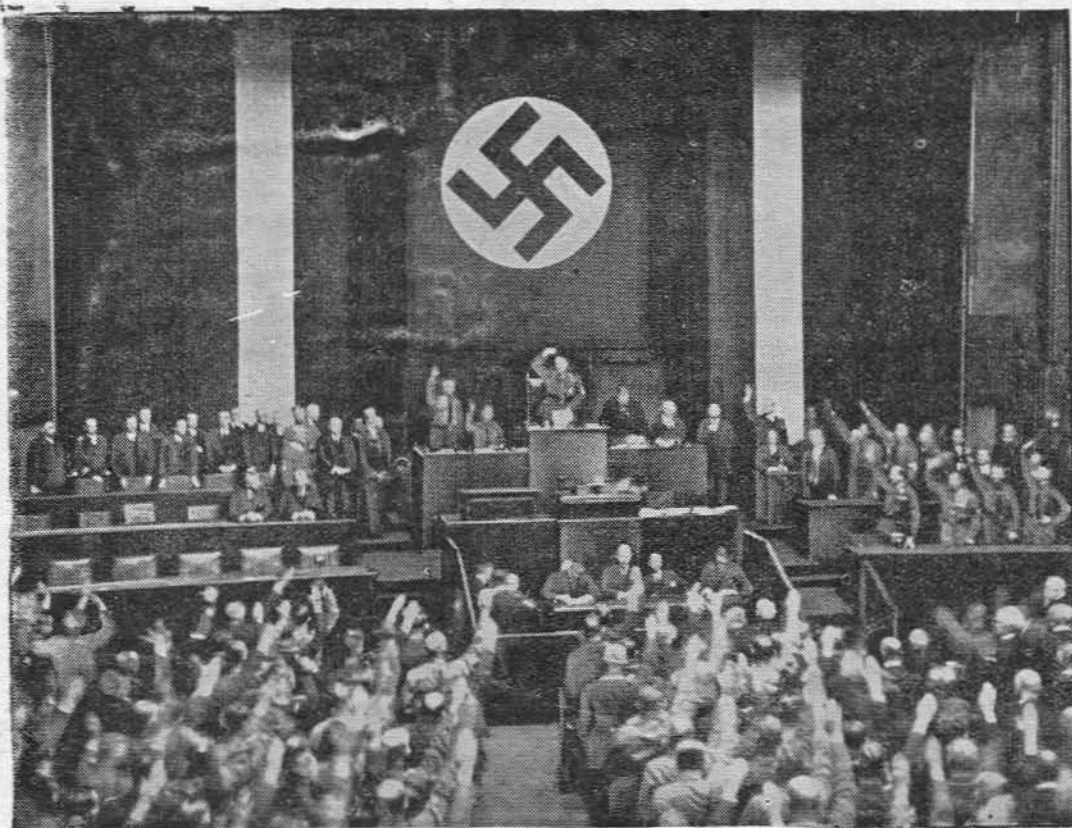
Die gesamte Besatzung des neuen Kreuzers „Emden“ hatte sich, wie unser Bild zeigt, auf dem Achter-Deck versammelt, um der Uebergabe des Namensschildes der alten „Emden“ beizuwohnen, das dem deutschen Volke von der australischen Regierung zurückgegeben worden war. Vizeadmiral Foerster, der Kommandant des Schiffes, hielt eine Ansprache, in der er betonte, daß mit der Rückgabe des Namensschildes des heldenhaften Kreuzers nun auch von Australien der ritterliche Kampf anerkannt wurde, mit dem die Helden ihr Leben für ihr Vaterland gelassen hätten.



Zum Tag des deutschen Buches.

Am Todestag Goethes, dem 22. März, fand in diesem Jahre wiederum der Tag des deutschen Buches statt. Aus diesem Anlaß veröffentlichen wir im Bilde die Deutsche Bücherei in Leipzig, in der sämtliche Neuerscheinungen aller deutschen Verlage gesammelt werden.

Bilder aus aller Welt



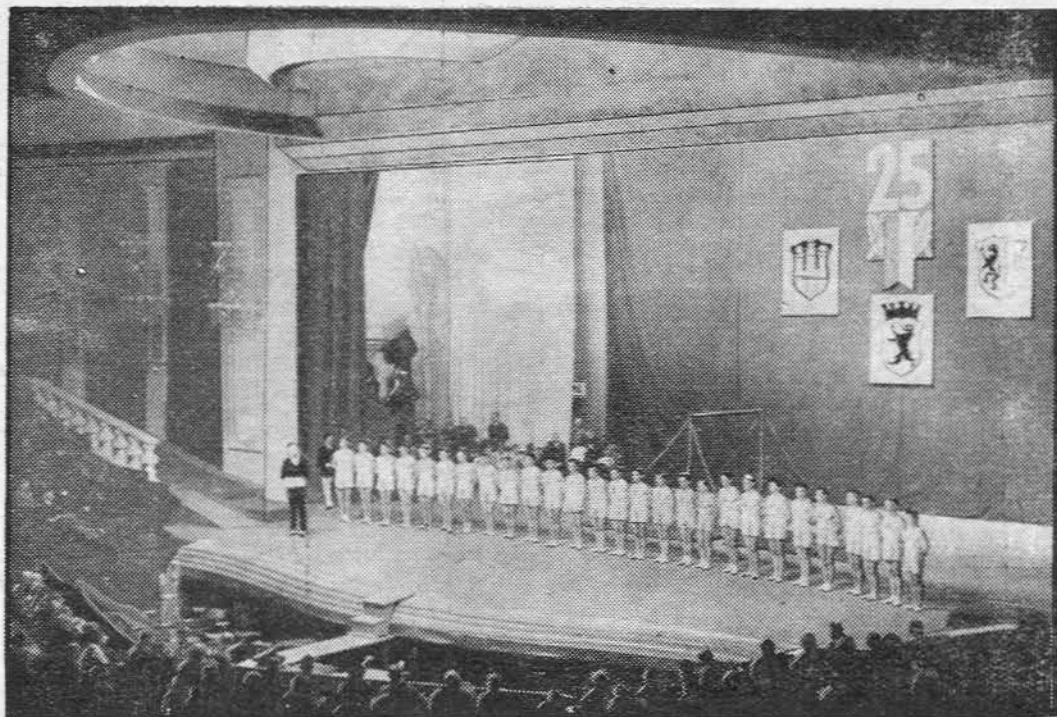
Die erste Reichstagsitzung in der Kroll-Oper.

In der Kroll-Oper fand, wie wir in unserer Zeitung berichteten, am 21. März die erste Sitzung des Reichstages statt. Unser Bild zeigt, wie Reichspräsident Goering, mit Heilrufen begrüßt, die Sitzung eröffnet.



Der Reichskanzler ehrt die Toten der SA.

Unser Bild zeigt Reichskanzler Hitler mit Dr. Goebbels auf einem Friedhof in Berlin, wo er an den Gräbern der toten SA-Kameraden einen Kranz niederlegte.



Der Städte-Turner-Kampf Hamburg-Leipzig-Berlin.

Zum 25. Male kam der traditionelle Drei-Städte-Wettkampf im Kunstturnen, Hamburg-Leipzig-Berlin, im Berliner Großen Schauspielhaus zum Austrag. Sieger wurde Berlin mit 2436 Punkten vor Hamburg mit 2433 und Leipzig mit 2418 Punkten. Unser Bild zeigt die Mannschaften der drei Städte während der Begrüßungsansprache auf der festlich geschmückten Bühne des Großen Schauspielhauses in Berlin. Links: Die Hamburger, in der Mitte die Berliner, rechts die Leipziger Mannschaft.



Durch Feuer zerstört.

Unser Bild zeigt Baumriesen in dem bekannten Sababurger Urwald in Hessen, der durch einen großen Waldbrand zum Teil vernichtet wurde.

Nooch'n Feierohnd

Dr gestaantige Prophet

(Eine Jahrmarktsgeschichte aus alter Zeit.)

In dr Stadt drinne wur' dr Gahrmarkt gefeiert. Dos war dozemol sei a gruß Fast, un de Leit tot'n rund-imedim allezam schu lang drauf warten. Ueberol har kame se gezuht: Weibsen, Mannsen, Kinner — haltig alles unner ananner. De Strooß nauf un no jooch vu dann vieln Volk in anewack kuhrobelschwarz. 's war faa Wunner. Bos gob's zu en sittn Tog in dar Stadt net alles ze sahe — un wenn's sei mußt' — aah ze kaafen! Ober freilich: Dozu wollt'n Pfenng sei. Ahne Gald is — wie überol in dare Walt — aah of'n Gahrmarkt nisch abgefange. Drim mußt' a manicher, dar garn amol sei Fräd ausgeta' hätt, of sen'n Gesooßer drhamm bleib'n.

Un zu dann Leiten do gehäret schu viele Gahr lang aah dr Sammelhuf-Albin. Dos war su a richtiger Bachvogel. Alles ging bei dann varfährt. Wenn Gahrmarkt war in dr Stadt drinne, do hatt mei Albin faa Gald, un wenn'r Gald hatt, ja — do war gerode faa Gahrmarkt.

Na, heit trof's odr doch amol zamm: Dr Gahrmarkt un aah 's Gald. Nu war mei Albin su richtig seelnsruh. Es blieb bluß die Frog', wos siech mei Albin für sei Gald kaafen sollt'. Gebraucht wur — alles.

Langfoot hot'r ohmt in Bett dodrüber noochgesunne, obr endlich kam'r ofs Richtige drauf, wos ar nutwendig brauchil — a neie Laderhuf'. Dr Heisl-Mand in dr Bratmühl driem, dar hatt siech vurigs Gahr aah ene sitte Huf' zugelegt. 'r konnt's gar net ausfoong, wie warm in Sommer su ene Huf' is, un wos die alles aushält, eh' se draufgieht. Asu wos konnt men'n Albin halsen. Sei Fraa war archt gestern wieder gottergar fuchtig gewafen, weil se die alte Zwillig-Huf' zeracht schustern mußt, in dar de Fließflack zenstrim nahmananner sohn, wie unnern Heed-Frihn-Gottlieb sen'n Hausdach hie de Schwalb'n-Naster. Nu warsche bal nimmer auszuflicken. Odr dr Albin war net bief' drim.

„Inu, do loß nár gut sei,“ saahrt zu seiner Fraa, wie se die Zwillighuf' ohmt of dr Seit warf, „ne Montig giehts nei of'n Gahrmarkt, do ward a neie Huf' kaast, odr ane, die net zerreiht — ane aus Lader!“

„Inusse, wenn de gescheit bist,“ gob ne de Karline drauf zer Antwort, „bei dir do möcht' se wuhl aus Droht un Eifen sei!“

Richtig, ne Montig, galeich nooch dann Mittig-Asen, macht sich mei Albin of de Baa. De Walt, die is'n heit noch amol asu gruß, dar Himmel dort uhm noch amol asu blaa, wie ar ne Marktsteig naus machet. Doch mei Albin hot of dann ganzn Marsch kenn annern Gedanken, als an dar Huf'. Am Barg draußn, wu dr Wag nim biegt nooch ne Zachen-Wald zu, ruht ar siech erscht amol aus. Hiem of en Staa-Hausen hoom de Staa-Bocher a alts Kniekissen liegen gelassen; dos nimmt ar sich rüber zun Gesooßer. Nu schleet ar alle zwaa Arm gemietlich in ananner un betrachtet in aller Ruh dann grinn Bald un die schinn gefunden Fichtle. Ihe, of amol ward a sitts Ast' l lebendig. „Zwillig! Zwillig!“ schreit's zum Albin of de Strooß rüber. Dos is ene Zipp (Singdrossel), odr sei ene racht geschwazige. Immer noch amol guckt se aus dann Fichtl raus: „Zwillig! Zwillig!“ Doch do kimmt se heit bei men'n Albin mit ihrn „Zwillig“ sei scheef ah.

„Gieh nár, alte Lattschbüsch!“ schreit ar zun Wald hie un zieht senn Galdbeitl aus dr Tasch' raus, „dos ward wuhl a Zwillig-Hus? Naa, naa! Ne bodladerne ward siech heit kaast — odr iech will net gesund wieder aus dr Stadt ahamm laaf'n!“

In lauter Gist un Busit (Bosheit) macht'r siech in de Höh un of dar Strooß feedr. Noch a halbe Stund, un mei Albin hot de erschten Heiser vun dr Stadt ei.

Inu, do herrscht sei ein Laam! Un in dann Buden hie un har, do is heit ein Geschrei un ein Gewärg, doß mei Albin siech

manichmol gar fen'n Rot waß, aus dann Bewühl wieder rauszekomme. Wie ar aus dar Schubbserei wieder amol in de Höh guckt, tritt'r mitten dra an ner Restauratiu. Dr Durscht trebbt'n aah galeich nei.

„Ach, du griene Reine! Dort'n drinne giehts sei launig har! Do ward gesunge, gelacht, getrunken, un aah Harfenleit sei do. Die schmattern auf, doß mer denkt, mer kimmt of de Geflügel-Ausstellung. Of zeiten amol sammeln se mit'n Teller Gald ei, un do läßt siech mei Albin aah net lumpen — 'r legt jedsmol galeich a paar Reigrosch drauf. „Seit is egal,“ denkt'r, „wozu is mer da reigelassen? Fleisch'n faa mer drhamm!“ Un nu gieht dos Luderlaam erscht racht wetter. In aane-fort ward dar Galdbeitl gezuht un bezohlt — bal a Tipl Bier, bal de Harfenleit.“

Wie dr Albin sei Tipl Bier wieder amol ausgetrunken hot, guckt'r in Dortensitzen a bißl zum Fenster naus. Un wann sieht'r do dorttra'n of dr Strooß: Sen'n guten Freund, ne Wahner-Frihn-Halm. Mit dann is dr Albin in Zwickel bei de Suldaten gestanden — dann kennt'r ganz genaa an dr schieket'n Ros'. Fir gieht's naus zune. Inu, dar Maa hot ene Fräd über sen'n alten guten Freund Albin! Dos Zesammetraffen muß begossen war'n. Dr Halm waß aah galeich ene rachte schiene Restauratiu. Schu gieht's dorthie — un aah net galeich wieder fort. Bei dann Biertrinken kriegt mer Hunger. 's ward siech a Teller Asen kaast, un wenn dos nei is, kimmt wieder dr Durscht — asu gieht die Feier fort. Na, endlich rückt dos Bezohln ra. Sechs Mark funfsechzig Pfenng muß dr Albin auspacken.

„Halm“, spricht'r zu sen'n Freund, „dos is a teires Wiederjah! Na, besser wie zun Dokter geschafft!“

„Odr ne Tutengraber dermietet bezohlt!“ saacht dar un trant sei Tipl aus zun Feedergeih'. 'r hatt noch ene nutwendige Besorging beim Winkler-Sattler, un dr Albin mußt laafen, doßr zu seiner Laderhuf' kam.

Gelidlich is ar ihe an dar Kladerbud' nah. Huf'n sei noch haufenweis' ze frieng, se sei aah net teier, odr dr Albin traut sen'n Galdbeitel net racht. Aus dann Grund macht'r siech hin-ner de Bud' nim un zehlt. Inu, du Uhgeliß du! Zwä Markle un vier Reigroschle sei noch in Beitel. 'r konnt siech vor Gist un Busit galeich asu schall'n! Dos soll a Laderhuf' war'n? Re zu ner Zwillige tut's meh lange. 'r möcht an libbsten die paar Pfenng galeich noch v'rfaufen, wenn ar zur seiner Fraa nei die vier Riegeln Saaf miethänge müßt! Na, do is nu wetter nisch — 's Gald dos is nu amol waß: Gieht's net ahamm mit dr Laderhuf', do giehts ahamm u h n e Laderhuf'! Un schu macht siech mei Albin durch de Stadt nim, dr Barnstaaner Strooß naus.

'r is schu alleweil in de Falder hie-geluffen, hot aah in Laafen a paar Mol of de Seit nim geflucht, do kimmt'r wieder hie an dann Zachen-Wald. Wie of ne Har-Wag ruht ar siech ihe aah wieder a bißl of dann Staa-Hauf'n aus. Ach, is do schie ruhig! Seine Gedanken sei in dr Stadt drinne, sei Moong dar is voll Gist un Merger. Trübsalig guckt'r nüber of die grinn Fichtle. „Ja, ja, die brauchen siech ihr Laam net schwarz ze machen mit dar Laderhuf'!“

Ihe huppt of amol awos in de Fichtle rim. Immer wetter macht's nauf in de Astle. „Zwillig! Zwillig!“ klingt's zun Albin rüber. „Aha“, denkt dar, „dos is wieder die Zipp!“ 'r tut, als hört erch gar net. „Zwillig! Zwillig!“ schallt's immerfort. Mei Albin schibt de Müß' naus. „Zwillig! Zwillig!“ Doch schu hot'n de Wut gepackt. Wie a wilder Löw' springt'r auf, krabbscht alle zwaa Händ voll Staa un fanstert se, wos ar nár asu faa, in die Fichtle nei.

„Bart', huhnack't'r Hallunt!“ brüllt'r voll lauter Gist zun Wald nüber. „Ich will dir halsen, orndliche Leit ausspotten! — Dos will ich dr sei gesaacht hoom: Un wenn iech tausendmol uhne Huf' ahamm laaf — du hältst den'n Schnobel!“

De Zipp is sei geschwind nei gefluht in Wald, dr Albin is feeder un hot se nimmer gehört. Erscht, wie ar ahamm kam, do hot'n sei Fraa sei aah noch a Liedl gesunge.

Bernh. Brückner, Leipzig.

's zerbrochene Fenster

(Nachdruck verboten.)

De Zindloch-Ricke war nim gange ins hinnere Stüwl, e paar Flickslaak huln. Se wollt noochmittig nooch ne Kaffee-trinkn ihrn Maa, ne Gotthilf, de alte Wochenhus¹⁾ e bißl zammeflickn. Ahm hatte se 's Ausflüß-Rörbl hie of's Fensterbankl gestellt, doß se racht schie sahe kunnt, un iße suchet se de erscht'n Stoff-Saamle unt'n raus. Plarr! gings do, un wie e halles, dreibaanigs Dunnerwatter slug aah schu de Fensterastl v'n draußn rei — de Gelos-Splitter allezzamm dr Ricke of'n Buckl. Die fir auffspringe, 's Fenster aufreißn — dos war aans.

Halt auf! do rannt' aah schu in dan Klangbliek e gruhr Gung hinnerch Schippl nim. Hussa! mei Ricke nisch versah, naus zu dan Stüwl — wie a geölter Bliß in dan Haus hie un zun Luch naus. Ims Denf'n, do hatte se aah dan Sau-Igel schu beim Wickl — hinnern altn Laastarrn hotr siech neigekauert. Obr nu de Ricke!

„Inu, Sau-Strick nischtnugetr!“ blöket se in lauter Gist of dan Gung nei. „waar haast'r dä, mei Fenster nei'schmeißn?“

„Niemand!“ saht dar ganz klaa-laut.

„Worum machst de's dä do, du Flegel?“

„Worum? Weil iech die Kaj' warfn wollt, die of'n Wäsch-pfohl soß.“

Dr Ricke war do e Troppn vun ihrn haahn Blut genumme.

„Inusse, dos is mr nu egal, wos de machen wollst“, fung se ah, „iße hilfst nu ahm nisch — iße muß dei Votter dos Fenster bezohn! — Wan biste dä?“

Mei Gung sooch siech bei dar Frog verdächtig üm.

„Wan iech bie? — Ne Rostlich-Gelos'r (Glaser) dunten in Niederdorf!“

De Ricke dacht, se höret net racht. „Ne Gelos'r biste? Na, do paßt's doch — do kaa dei Votter dos Fenster nár geleich wieder machn! Iße kimmste rei un nimmst's miet — iech waar dr halfn, du Kacker!“

Domiet nahm de Ricke dan Boff' bein Kreiterich un schafft'n ins Haus nei. In Stüwl drinne wurfch Fenster ausgehoft, un dr Gung krieget's nah unnern Arm.

„Alsu, dos jog'ch dr: Bis morgn ohmd hot dei Votter dos Fenster fertig!“ Mit dan Ah-schnauzer führet se men'n Gung zer Haustür naus.

Dr Zufall wollt's, doß de Bleikupp-Emma vorbei luff. Die höret dr Ricke ihr Gewatter.

„Sog' mr nár, Ricke“, saht se, „du bist heit racht gelod'n!“

„Inusse, do möcht' mr aah mitn Bas'n dreinei schloong. Hot mr dar Sau-Gung 's Fenster nei'geschmiss'n! — Na, sei Votter is Gelos'r, do krieg iechs doch nár geleich wieder gemacht!“

„Gud' ah!“ saht do de Emma, „do haste doch immer noch Belid — un dar Gung aah!“ Se guket siech nooch ne üm; doch dar war mit sen Fenster schu lang of dr Strooß nunner.

De Ricke machet nu aah wieder zer Tür nei.

Es kam nu gelidlich dr andere Tog ra. De Ricke hot of dan Gelos'r un of dan Fenster gewart't, wie's Kind of'n heiling Christ. Endlich, ohmst ime sechse rim, kam mei Rostlich-Gelos'r mit 'en Fenster in Ding rauf — 's Gass'l ra. Schu trot'r zer Tür rei.

„Na, do bräng' iech dr dei Fenster! Nu is dar Schod'n gehaalt, dan dir dei Gung ahgerich't hot.“

„Mei Gung?“ wiederhulet de Ricke. „Ich hob doch gar ken'n Gung!“

„Nu, horch amol, Ricke, war dä dos net dei Gung, dar mir dos Fenster gebracht hot?“

„I—a! Ich denf', dos war deiner?“ gob die ne zer Antwort.

„Meiner?“ freegt dr Rostlich-Gelos'r ganz verdußt. „Wu hob dä iech 'en Gung?“

De Ricke trot do, wie mit dr Müß d'rpocht. „Inu, asu ein Saulader, ein verdamm't's! Un do sprich't'r zu mr, wie ar mir 's Fenster nei'geschmiss'n hot: Ich bie ne Rostlich-Gelos'r! — Nä, nä — fu ein Hallunt!“

Dr Gelos'r stemmet sei Fenster an dr Uf'nbank nah, noochert riebr siech de Eiszapfel ausn Bart.

„Söllt mersch dä gelaam vu dan Lausbub?“ fung'r ah. „Wachte dä, wos zu mir spricht, wie ar in de Barkstell ne-kimmt: Mei Mutter, de Zindloch-Ricke, hot Bach gehot mitn Fenster. Se sölln's amol miet machn un morgn naufbränge — heit is se net drham!“

De Ricke schlug de Händ in ananner. „Nä, es is obr doch a gruwmachtige Schand — waar de altn Zeit asu zun besten hot!“ saht se.

Dr Rostlich-Gelos'r mußt' sachte übr dr Ricke ihr verstaanerts Gesicht lachen.

„Ja, ja“, maanetr un schlug dr Ricke mit dr Hand of'n Buckl, „do hot uns dar Lausbub sei orndlich of'n Bas'n gelodn — un ene biese Supp ei'gebracht! — Na, do hilst alles nisch: Do aff' mr jedes de Häst! Ich hob de Arbeit gemacht, un du bezohlst 's Gelos: 8 Neigrosch gibst mr do gutwillig!“

Wos wollt de alte gute Zindloch-Ricke machn? Se ging an Tieschkastn un suchet de Gröschla mühsalig zamm.

„Na, do haste dos Sündengald! Odr, dos sog iech dr: Dan verdammten Lausung soll dr Teisl huln — odr aah heit noch!“

Dr Gelos'r zug sen Geldbeisl aus dr Tasch un schlug ene Lach' auf wie gruß. „Inusse ja, meine gute Ricke: Wenn dan aah dr Teisl tausendmol hult — rei'gelegt hot uns dar Sau-Gung doch! — Nu hängt du dei Fenster ei, un iech marschier ahamm. Belid auf!“

De Ricke dacht, dar Gung wür' siech dos neie Fenster aah emol ohguckn, obr dar — hatt 's Wiederkumme vergassen.

Bernh. Brückner, Leipzig.

's alte Holzweibl

(Nachdruck verboten.)

Drinne in Wald sah' ich rimklattern

a Weibl, ach, fu krummb un alt.

Es sucht zesamme däre Astle —

drham in Stübl is sei kalt.

Mit fleß'ger Hand drei grüße Heifle

hot 's Mütterle schu zammgericht.

Doch immer noch ward Stod un Stamml

off's Schöwerle¹⁾ uhm naufgeschlicht.

Dr alte Trogkorb tut lang lauern.

Se stoppt'n voll — packt uhm noch drauf.

„Ei, ei!“ fu möcht' dr Wald wuhl sprachen,

„s ward doch ze schwer! Nu här nár auf!“

Se ruht. — Tief aus ihrn alten Rödl

nimmt se a Saaml²⁾ hartes Brut;

se hätt's amende bal' vergassen. —

„Ach, in dar Waldluft schmeckt dos gut!“

A Holzknacht kimm. Dan muß se kenne! —

Se freegt'n nooch dr Weele-Zeit.³⁾

Dar hilst dan huch'n Korb aufhuckeln.

„Ja,“ spricht se, „s gibt noch gute Zeit!“

Nu feeder! Ach, wie muß se leich'n!

Bargauf die Blog' un aa bargnoh.

Na, endlich kimm ra' 's rute Brückl.⁴⁾

„Gott sei's gedankt!“ Nu seht se oh.

Bon Kup nimmt se ihr Leimet-Tichl,

wischt in Gesicht siech ümedäm

A Husterts noch — schu wankt se feeder

ne Kuhlweg hie, 'nei in de Krümm.⁵⁾

Ich sah' ihr nooch, dar guten Alten. —

Off' Ruf'n is se net gebett.

Un doch, es hoom wuhl lauter Engeln

de Flügeln über'sche gebret.

Ah Wunsch hält noch mei Harz gefange:

„Gott half'r nár racht gut ahamm!“

„r slacht' zun Luch'“⁶⁾ ihr un zun Frieden

„paar fruhe Tog noch 'nei ins Laam!“

Bernh. Brückner, Leipzig.

¹⁾ auf den Schober; ²⁾ Säumlein, Rindchen; ³⁾ welche Zeit es se
⁴⁾ rote Brücke; ⁵⁾ Krümmung; ⁶⁾ zum Lohn.

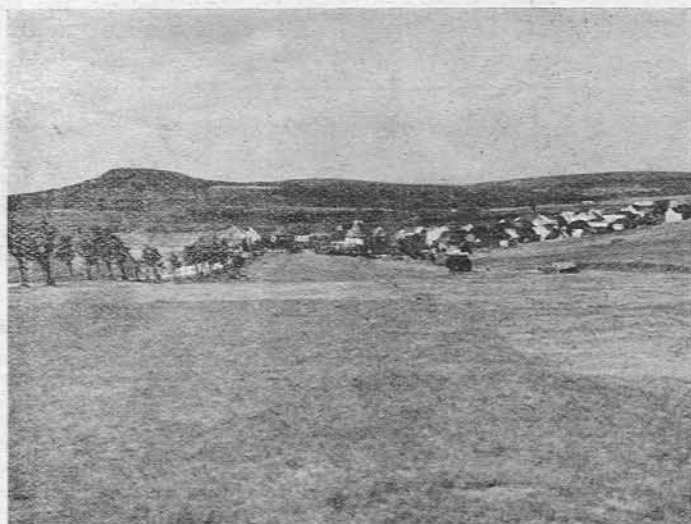
Bilder aus der Heimat



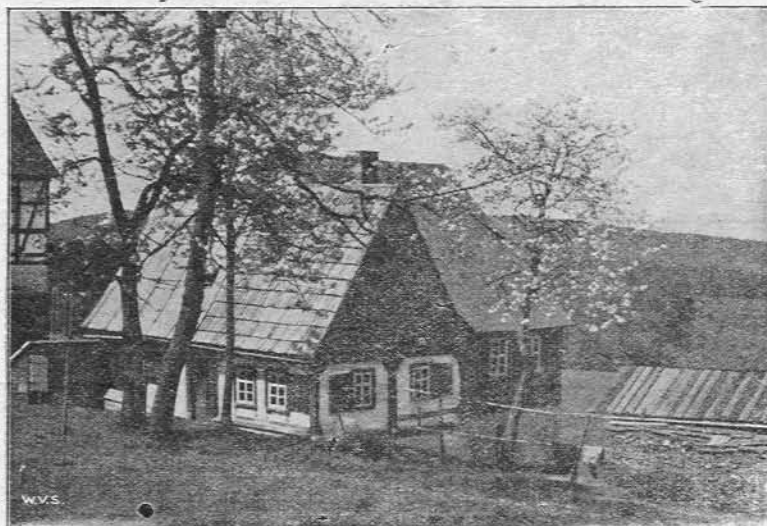
In der Heimat Anton Günthers:
Die Spitzberghäuser bei Gottesgab (Erzgebirge).



In der Heimat Anton Günthers:
Der Keilberg mit der Paßstraße Oberwiesenthal-Gottesgab.



In der Heimat Anton Günthers: Gottesgab im Erzgebirge mit
Spitzberg und Peindl, vom hinteren Fichtelberg gesehen.



In der Heimat Anton Günthers:
Erzgebirgisches Bauerngehöft.

(Diese vier Bilder hier gehören zu dem Artikel „Anton Günther, der Gebirgsmensch, Poet und Sänger“ in der vorliegenden Nr.)



Der neue Heimatblatt-Roman „Am Sonnenwirbel“ von Max Geißler

beginnt in der nächsten Ausgabe unserer Erzgebirgischen Heimatblätter. Wie schon der
Titel besagt, ist der

Schauplatz unfer Erzgebirge mit den bekannten Sonnenwirbelhäusern.

Eine echte erzgebirgische Dorfgeschichte werden unsere Leser also in diesem Roman erleben, der von unserem Verlag mit vorläufigem Alleinabdrucksrecht für unsere Obererzgebirgische Zeitung erworben worden ist. Die Heimatblatt-Romane unserer OZ. sollen die Liebe zu unserer schönen Bergheimat vertiefen helfen, und unsere Leserinnen und Leser in Stadt und Land werden diesen neuen Erzgebirgsroman der OZ. mit großer Spannung erwarten.

Der Sonnenwirbel-Roman der „Obererzgebirgischen Zeitung“ wird bald das Tagesgespräch im ganzen Obererzgebirge sein!

Machen Sie auch Ihre Bekannten und Freunde auf diesen Roman aufmerksam, damit Sie noch

rechtzeitig ein Abonnement auf die OZ., das Heimatblatt des Erzgebirges, bestellen!